

Zeugnistag (Auszug)

Was hier geschieht, folgt keiner Logik.

Der das sagt, steht mit dem Rücken zur Stadt an das Balkongeländer gelehnt, eine untersetzte Gestalt in einem grauen Anzug, die Hände hinter dem Rücken auf der Brüstung aufgestützt, das Gesicht Richtung Kamera gerichtet. Seine Gesichtszüge sind ernst, vermitteln Bedeutung und Dramatik des Gesagten, die Augen zusammengekniffen und zu schmalen Schlitzen verformt, das angegraute, aber volle Haar vom Wind zerzaust.

Hinter ihm die Stadt: ein Steinbruch aus schäbigen Häusern, ohne erkennbares Konzept errichtet, ineinander verschachtelt und aufgetürmt wie Basaltfelsen oder erkaltete Lavablöcke, so daß kaum Straßenzüge auszumachen sind, bestenfalls Einschnitte, wo eine Avenue oder ein straßenähnlicher Durchlaß das Häusermeer entzweischneidet, graue niedrige, meist nur ein, zwei, drei Stockwerke hohe Gebäude, die Fassaden vernarbt und ohne Verputz oder höchstens nur noch mit Resten davon, die Dächer flach, darauf weitere kleine Gebäude (Hütten? Schuppen?), Gerümpel, Wasser- und Gasbehälter und im Wind flatternde Wäsche, viele Häuser von Einschlügen entstellt, halbe Ruinen, von ihren Bewohnern verlassen und dem Verfall preisgegeben, und, aus diesem Labyrinth ineinander verkeilter Gebilde wie fremde Skulpturen aufragend, Hochhäuser, da und dort eine Kuppel, ein Minarett – alles aber eingesponnen in eine graue Gaze aus Dunst und Smog.

Der Mann hat, während er weitergesprochen hat, die Hände von der Brüstung genommen und vor der Brust gefaltet, öffnet und schließt sie, indem er die Fingerspitzen zusammenführt. Er spricht stockend, kurzatmig, die einzelnen Worte und Satzteile wie unter Mühe hervorpressend.

Jeder Schlag ... führt unweigerlich ... zu einem Gegenschlag ... und bedeutet einen weiteren Rückschlag ... für die zaghaften Friedensbemühungen ... in einem Land, ... in dem es seit Generationen nichts anderes gibt ... als Krieg ... und das Sterben alltäglich geworden ist. ... Und die Menschen hier ... sind wieder ... um eine Hoffnung ... ärmer.

Den letzten Satz hat er mit gesenkter Stimme gesprochen, die letzten beiden Worte durch eine lange Kunstpause getrennt.

Der Mann an dem runden Tisch rechts auf dem Balkon beugt sich vor zu der Frau im Schatten des Mauervorsprungs, formt mit den Lippen lautlos, aber deutlich lesbar das Wort „Amen“. Sie wirft ihm einen zurechtweisenden Blick zu, hebt das Glas, führt es zu den Lippen, stellt es wieder ab, als sie merkt, daß es leer ist.

Ich denke, das müßte passen. – Der Kameramann nimmt die Kamera von der rechten Schulter, nickt zustimmend. – Aber schau wir uns zur Sicherheit die Aufnahme noch einmal an.

Die beiden Männer verschwinden durch die Balkontür ins Innere des Hauses.

Die Frau wirft ihre tiefschwarz gefärbten, lockigen Haare in den Nacken, seufzt.

Ich halte dieses Pathos langsam nicht mehr aus.

Aber wieso denn? – Der Mann grinst, blickt ihr, den Kopf leicht schräg haltend, ins Gesicht und dann auf ihre Hände, die mit dem Glas zu spielen begonnen haben. – Ich finde ihn irgendwie süß. Süß? Das ewig gleiche Pathos, die ewig gleiche Dramatik in der Stimme, die sich immer belegt, wenn es ums Ganze geht, das ewig gleiche Gesabber von Schlag und Gegenschlag und alltäglichem Sterben und zerronnener Hoffnung!

Wovon willst du in dem Land sonst sprechen?

Aber die Art und Weise! Wenn er wenigstens –

Jeder ist mal so, wie er ist. Außerdem: hast du seine Kurzatmigkeit bemerkt?

Was meinst du?

Er macht es nicht mehr lange. Hier zumindest nicht. Die Luft, der Streß –

Alter Zyniker!

Das „Alt“ verzeih ich dir jetzt aber nicht.

Geh und hol mir lieber einen weiteren Drink. Es ist unerträglich heiß heute.

Immer zu Ihren Diensten.

Der Mann erhebt sich, macht eine bewußt linkische Verneigung, nimmt die beiden Longdrinkgläser und geht hinein.

Der Raum ist groß, muß einmal das Wohnzimmer eines großzügig angelegten Apartments oder einer Hotelsuite gewesen sein – davon zeugen noch Stuckreste an Decke und Fenstern, voluminöse dunkelgrüne Plüschsessel und ein riesiges Sofa, die allerdings abgewetzt und zerschlissen sind und das einzige Mobiliar darstellen –, fungiert aber jetzt als Aufenthalts- und Lagerraum für Journalisten und Reporter: überall liegen verstreut Kamerataschen und Koffer herum, Zeitungen, Papiere, Notizblöcke, auf einem Beistelltisch steht aufgeklappt ein Notebook mit erloschenem Display, auf einem weiteren ein großes Fernsehgerät, über dessen Bildschirm eine grau-blaue Szene unscharf abläuft. Ein junger Mann hockt davor, folgt dem Film mit starrem Blick.

Der Mann mit den Gläsern in den Händen ist stehen geblieben, schaut sich mit hochgezogenen Augenbrauen um, scheint erst dann den anderen auf dem Boden zu bemerken.

Bist du immer noch da?

Sieht so aus.

Und immer noch derselbe Film?

Der junge Mann nickt.

Wie oft hast du ihn dir schon angesehen?

Der junge Mann hebt die Schultern, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen.

Fünfzehn Mal? Zwanzig Mal?

Keine Ahnung.

Irgendwann muß aber mal Schluß sein.

Das sagt sich so leicht. Ich hab sowas noch nie gesehn, geschweige denn gefilmt.

Alles ist irgendwann mal das erste Mal.

Sowas dürfte nie das erste Mal sein! Dürfte es nie geben! Nie!

Der Mann mit den Gläsern schürzt die Lippen.

Es wird aber nicht besser, wenn du dir das Ganze immer wieder reinziehst. So wirst du das nicht aus dem Kopf kriegen.

Krieg ich sowieso nicht mehr raus.

Der Mann macht einen Schritt, zögert, wendet sich um.

Glaub mir, man gewöhnt sich dran.

Daran? Nie!

Dann wirst du den Job sein lassen oder dich versetzen lassen müssen.

Der junge Mann erwidert nichts, drückt nur die Returntaste auf dem Gerät vor sich.

Soll ich dir was mitbringen?

Der junge Mann schüttelt den Kopf, drückt die Playtaste.

Auf dem Bildschirm erscheint ein Jagdpanzer. Er rollt einen steinigen Weg heran, der durch ein felsiges, baum- und strauchloses Gelände führt. Plötzlich fährt etwas durch die Luft, eine Art Schweif, eine wirbelnde graue Schleife hinter sich nachziehend, beschreibt eine ellipsenförmige Bahn, trifft auf den Panzer auf. Ein kurzes Aufblitzen. Eine Erschütterung geht durch den Panzer. Eine Rauchwolke steigt auf. Wenige Augenblicke später wird die Einstiegs Luke geöffnet. Ein Soldat springt heraus, dem ein zweiter folgt, der etwas hochzieht. Es ist ein weiterer Soldat. Die beiden hieven den Mann aus der Luke. Statt der Beine hängen nur ausgefranzte Hosenstummel an ihm herab. Die Männer klettern von dem Panzer herunter, ziehen den Schwerverletzten hinter sich her, bevor eine weitere Explosion den Panzer erschüttert. Nah vor der Kamera legen sie den Sterbenden in den Sand. Die Kamera fängt die beiden Soldaten ein. Keiner von ihnen kümmert sich um den am Boden Liegenden; sie stehen nur da, benommen, geschockt, vielleicht auch taub. Dem Linken rinnt Blut aus den Ohren. Nun wendet sich die Kamera wieder dem Sterbenden zu. Er liegt auf dem Bauch, die Arme schlaff neben dem Körper, von konvulsivischen Krämpfen geschüttelt. Sein Blick geht ins Leere, ist eigentlich nicht mehr menschlich: es ist der Blick eines Wesens im Angesicht des eigenen Todes.

Noch sind es Geräusche und nicht Klappern von Geschirr, Schritte, Stimmengewirr.

Noch sind es Düfte und nicht der Geruch von Tee, frischem Fladenbrot und Abfall.

Noch ist Dunkel Dunkel und nicht fahler Lichtstreifen, Schatten, Dämmer.

Noch liegt er zusammengefaltet unter der Decke wie ein Embryo, geborgen in den letzten Resten eines Traums. Es ist nicht so, daß er es genießt, dazu ist er noch zu weit weg; aber er spürt, hört, riecht, treibt auf den Wellen einem Ufer entgegen, das immer klarer wird.

Er schlägt die Augen auf.

Er weiß: Das ist *sein* Tag.

Er wirft die Decke zurück, schlüpft in Hose und Hemd und tritt aus der dunklen, engen Kammer in den Raum, der Küche, Wohn- und Schlafzimmer in einem ist. Als Sohn und Nachfolger seines Vaters genießt er das Privileg, ein Zimmer für sich allein zu haben, auch wenn es nur ein winziger Raum ist mit einer Pritsche und einer Luke, durch die kaum Licht fällt. An der sonst leeren, nur notdürftig verputzten Wand hängt über seiner Schlafstatt das Porträt seines Vaters, das Brustbild eines jungen, finster blickenden Mannes mit schwarzem Vollbart und gekraustem Haar. Die Rechte ist zur Faust erhoben und ragt in das Bild, als sei sie wichtiger als das Gesicht des Mannes. An seinen Vater hat er nur wenige Erinnerungen – zu selten war dieser zu Hause –, und die sind gespeist von den Erzählungen und Geschichten anderer und vor allem der Mutter. Aber er ist stolz auf ihn, so wie alle in der Schule auf ihn stolz sind, den Sohn eines Märtyrers.

Er drückt sich von hinten an seine Mutter, die am Herd werkt.

Du bist schon wach?

Er lauscht der Stimme seiner Mutter, spürt die Vibration, die durch ihren Körper läuft, den Nachhall im eigenen Leib.

Schon lange, Mama.

Freust du dich?

Worauf soll er sich freuen? Daß das Schuljahr zu Ende ist? Daß sie ihre Zeugnisse bekommen, handgeschriebene Zertifikate auf billigem Papier, weil es zu mehr nicht reicht? Daß er in die Fußstapfen seines Vaters treten wird?

Er erwidert nichts. Mutter hat keine Ahnung.

Er setzt sich wortlos auf Vaters Stuhl, den einzigen gepolsterten Sessel in der Wohnung, betrachtet das Frühstück, das heute üppiger ausgefallen ist als sonst: Tee, Fladenbrot, verschiedene Saucen, sogar ein Stück Ziegenkäse.

Seine Mutter dreht sich nach ihm um.

Deine Geschwister sind schon draußen spielen. Iß, ich hab mit ihnen schon gefrühstückt. Und zieh dir ein frisches Hemd an, das gehört sich an einem Zeugnistag.

Er erhebt sich, tritt in seine Kammer, fischt aus dem Wäschestapel auf dem Boden ein Hemd, zieht es über, kehrt zurück an den gelben Klapptisch, beginnt zu essen.

Er kaut langsam, bedächtig, kostet jeden Bissen bewußt aus, schmeckt die sich in seinem Mund ausbreitende Süße des Brotes, die Schärfe der Saucen, den rassen, salzigen Geschmack des Käses.

Er hebt den Kopf. Sein Blick begegnet dem seiner Mutter. Forschend, wie ihm unangenehm auffällt, betrachtet sie ihn.

Hast du was?

Was soll ich haben, Mama?

Er widmet sich wieder dem Essen, lauscht den Stimmen und Geräuschen, die hereindringen. Es sind seine jüngeren Brüder und deren Freunde. Sie spielen Ball. Er hört die hellen Kinderstimmen, ihr Lachen, das dumpfe Aufschlagen des Balls, den Aufschrei und den Applaus, wenn einem ein Tor gelingt.

Er steht auf.

Ich muß jetzt gehn.

Er tritt an seine Mutter heran, drückt ihr einen Kuß auf die Wange. Sie sieht ihn groß an.

Er wendet sich schnell ab, taucht die Hände in den Kübel mit Wasser, fährt mit ihnen durch sein Haar, schüttelt sie aus, benetzt sein Gesicht. Dann tritt er in die Türöffnung, kneift geblendet die Augen zusammen.

Wann kommst du heim?

Kann ich nicht sagen.

Mutter hat keine Ahnung.

[...]